

Die schönsten
Liebesmärchen
der Welt



it

In unzähligen Märchen aus aller Welt wird von der Liebe erzählt. Und fast alle laufen nach dem gleichen Muster ab: Eine junge schöne Frau gerät in Not, ein junger schöner Prinz hilft ihr aus der Patsche, und zu guter Letzt heiratet er sie.

Neben diesen gibt es jedoch einige Märchen, die uns wirklich etwas von der Liebe zu erzählen haben: was es heißt, zu lieben und geliebt zu werden, was die Liebe mit uns macht, wie sie uns verwandelt, wie sie das Schönste in uns hervorbringt.

Hier sind sie versammelt: betörend schöne Märchen von klugen, selbstbewußten und tatkräftigen Frauen, die um ihre Liebe kämpfen und sich nicht mit dem ihnen zugedachten Schicksal abfinden; zauberhafte Märchen, die uns erzählen, wie man Schwierigkeiten in der Beziehung zum Guten wendet, Zeiten der Not überwindet und gemeinsam glücklich alt wird – Märchen zum Verlieben eben.

insel taschenbuch 4600
Die schönsten Liebesmärchen der Welt



Die schönsten
Liebesmärchen
der Welt

Ausgewählt von Clara Paul

Insel Verlag

Erste Auflage 2017
insel taschenbuch 4600
Originalausgabe

© Insel Verlag Berlin 2017

Quellennachweise zu dieser Ausgabe am Schluss des Bandes

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das des
öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Vertrieb durch den Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Umschlagabbildung: Hans Traxler, Frankfurt am Main

Satz: Satz-Offizin Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn

Druck: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

Printed in Germany

ISBN 978-3-458-36300-2

Inhalt

Die kluge Königin	11
Die Hirtin, die Zarin wurde	24
Die kluge Braut	27
Der Brunnen der Liebe	30
Caterina die Kluge	34
Die Schöne und das Tier, <i>Jeanne-Marie Le Prince de Beaumont</i>	43
Der Wasserschneckensohn	60
Jorinde und Joringel, <i>Brüder Grimm</i>	65
Das Märchen von Hyazinth und Rosenblütchen, <i>Novalis</i>	68
Rapunzel, <i>Brüder Grimm</i>	73
Línus, der Königssohn	78
Filo d'Oro und Filomena	83
Amor und Psyche, <i>Apuleius</i>	93
Die Geschichte von Zunnār ibn Zunnār und der Tochter des Königs von Irak	143
Die Geschichte von den Heimsuchungen der Liebenden, <i>Nizami</i>	151
Das Märchen von der jungen Gräfin	167
Der Wahrsager	172
Der lahme Büffel	175
Die zweigeteilte Braut	191
Der Zauberbrunnen	204
Wie das Mädchen zum Mann wurde	207
Meine Frau, die Sirene	222
Sina	228
Quellenverzeichnis	235

Die schönsten Liebesmärchen der Welt

»Ich verbrenne! Ich verbrenne! Durch die Liebe zu dir ist mein Leben bald zu Ende. Ich war roh und bin jetzt reif geworden. Ich verbrenne, du junger Derwisch, erbarme dich meines Zustandes!«

Die zweigeteilte Braut

Die kluge Königin

Es war einmal ein junger Königssohn, der so über alle Maßen schön war, daß nie jemand seinesgleichen gesehen hatte. Das wußte er. Und darüber war er froh.

Und alle Leute sagten, daß er ebenso klug wie schön sei, so daß sich keiner an Klugheit mit ihm messen könne. Das glaubte er. Und darauf war er stolz.

Da tat er das Gelübde und schwur einen teuren Eid darauf, daß er niemals ein Mädchen zur Frau nehmen wolle, das nicht mindestens ebenso schön und nahezu ebenso klug wie er selbst wäre. Aber falls er ein solches fände, dann sollte sie auch seine Frau werden.

Es gab viele schöne Mädchen im Lande, aber sie gehörten eben nicht zu den klügsten. Es waren auch manche ganz gescheite junge Mädchen da, aber die gehörten nicht zu den schönsten. Soviel ist gewiß, daß der Königssohn keine fand, die ihm annähernd schön und klug war. Er war übrigens in dem Alter, daß sowohl er selbst wie sein Vater, der König, und ihr getreues Volk der Ansicht waren, er müsse heiraten. Aber nach dem Gelübde, das er abgelegt hatte, war da kein Mädchen im Lande, um die er seiner Meinung nach anhalten konnte.

Da wollte er auf Reisen, hinaus in andere Königreiche, gehen. Aber er wollte unbekannt und ohne Gefolge reisen. Er wollte schon selbst auf sich aufpassen, und da sollte auch keiner sein, der aus der Schule plaudern oder ihm in die Karten gucken könnte.

Er reiste also weit und breit umher, von einem Land in das andere. Aber es ergeht ihm draußen wie daheim: Kein Mädchen ist ihm schön oder klug genug, und noch viel weniger beides zugleich. Und so kann er ja um keine von ihnen anhalten.

Da ritt er eines Tages allein durch einen Wald. Er reitet und reitet, aber der Wald nimmt kein Ende. Es wird Mittag, und es wird Abend, aber immer noch ist er nicht aus dem Wald heraus, und ein Ende ist nicht abzusehen. Er hat sich völlig verirrt und weiß nicht mehr, wo er ist oder wohin der Weg führt oder, wo er für die Nacht Unterkunft finden kann, um sich und sein Pferd auszuruhen und zu erfrischen. Beide sind erschöpft.

Endlich sieht er einen dünnen blauen Rauch über den grünen Bäumen aufsteigen. Er reitet darauf zu und kommt an ein kleines, ärmliches Haus. Hier müssen doch Menschen sein, sagt er sehr erfreut. Er steigt vom Pferd und klopft an. Ein alter, einfacher Mann macht ihm auf, und eine alte, einfache Frau erschien ebenfalls. Sie schienen sehr verwundert zu sein, als sie den schmucken, vornehmen, jungen Reiter erblickten. Der Königssohn begrüßt sie mit einem Guten Abend und sagt ihnen wahrheitsgetreu, daß er sich verirrt habe und den ganzen Tag im Wald umhergeritten sei, ohne zu einem Haus oder einer Herberge gekommen zu sein. Und er bittet sie, ihm für die Nacht Unterkunft zu gewähren. Zuerst sagten sie allerdings, daß sie nicht die Leute seien, einen so vornehmen Herrn, wie er es sei, aufzunehmen, und man merkte ganz gut, daß sie ihn sehr gern wieder los sein wollten. Als er aber sagte, daß weder er noch sein Pferd es länger aushalten könnten, daß sie deshalb Ruhe und ein Nachtquartier brauchten, blieb ihnen nichts anderes übrig, als Ja zu sagen; er müsse dann eben mit dem vorliebnehmen, was er vorfinde.

Zuerst sorgte er nun für sein gutes Pferd. Einen Stall gab es nicht. Aber da war ein kleiner Schuppen für ihre einzige Kuh. Und die ging jetzt draußen auf der Weide; denn es war Sommerzeit. Und so konnte er sein Pferd dort hineinbringen, ihm Wasser geben und ein Bund Heu. Da war es sehr froh. Er selbst

ging darauf in die Stube. In dem Hause gab es nur die eine, und die war klein und niedrig. Er setzte sich auf die Holzbank und begann mit den Leuten zu plaudern. Ob sie hier so ganz allein in dem wilden Wald wohnten? Ja, das täten sie, sagten sie, es seien keine anderen Menschen hier im Haus und keine anderen Häuser im Umkreis vieler Meilen. Sie lebten hier, wie es eben ginge, und schlugen sich durch mit einer Ziege und einer Kuh. Er bekommt also sein Abendessen, so gut wie es das Haus vermochte, nämlich ein Stück trocknes Brot und eine Schale Milch. Und dann holen die alten Leute ein Bund Stroh und breiten es in der Stube auf dem Fußboden aus. Darauf wollten sie selbst liegen; denn der fremde Herr sollte in ihrem Bett schlafen. Sie hatten nur das eine. Das wollte der Prinz jedoch nicht annehmen: Sie sollten ihr Bett behalten, und er wolle auf dem Fußboden auf dem Strohbündel liegen.

Es wurde also alles so gemacht, wie er es haben wollte, und alle drei gingen zur Ruhe. Das war nun allerdings ein anderes Lager, als er es gewohnt war. Da er aber so richtig müde war, schlief er bald ein und träumte von all den schönen Mädchen, die nicht klug genug, und all den klugen Mädchen, die nicht schön genug waren. Und er schlief süß, bis der Tag zu dämmern begann. Aber dann wachte er auf, und steif in den Gliedern war er von dem harten Lager ja. Und wie er sich auch drehte und wendete, einschlafen konnte er nicht mehr.

Da hörte er, wie sich über seinem Kopf, oben auf dem Boden, etwas bewegte. Da konnten ja Ratten und Mäuse oder auch eine Katze sein. Ja, es war sicherlich eine Katze, die da oben herumsprang. Aber bald darauf hörte er von da oben einen schnurrenden Ton wie von einem Spinnrad. Aber eine Katze konnte doch nicht spinnen. Und gleich darauf hörte er Gesang. Der kam weder von der Katze noch den Vögeln da drau-

ßen, sondern es war eine liebliche Frauenstimme, die im Takt mit dem schnurrenden Spinnrad sang. Einen so wunderschönen Gesang hatte er noch niemals gehört. Er sprang sofort von dem Lager auf, rieb sich die Augen und spitzte die Ohren. Und im selben Augenblick wachen die beiden alten Leute auf und kommen aus den Federn.

Da fragt der Königssohn sie sofort, wen sie da oben auf dem Boden versteckt halten und bereits in der frühen Morgenstunde zu spinnen und dazu zu singen beginne. Nun war es da oben wieder still geworden, und sie versichern dasselbe, was sie schon gestern gesagt hatten, nämlich, daß da keine anderen Menschen als sie selber im Hause seien.

»Nein«, sagt der Prinz, »es hat keinen Zweck, daß ihr mir das länger weiszumachen sucht. Ich glaube fest daran, was ich mit meinen eigenen Ohren gehört habe. Und jetzt könnt ihr mir ebensogut die volle Wahrheit sagen; denn ich werde schon dahinterkommen.«

Da mußte der Mann schließlich gestehen, es sei tatsächlich noch ein Mensch hier im Hause, und das sei ihre Tochter, die ihre Kammer da oben habe. Aber sie hätten solche Angst, daß jemand sie sehen könnte und vielleicht Lust auf sie bekäme und sie ihnen fortnehme. Und sie könnten sie doch gar nicht missen, so alt und gebrechlich wie sie waren. Sie verdiente für sie ja auch ein paar Schillinge mit Spinnen und Weben. Und wer sollte sie sonst pflegen, wenn sie nun bald nicht mehr selbst für sich sorgen könnten?

»Ja, da ich sie nun einmal gehört habe, möchte ich sie auch sehen«, sagte der Königssohn. »Ich bin doch kein Menschenfresser, also könnt ihr mich doch wohl das Mädchen sehen lassen.« Da mußten die Alten sie ja herunterrufen. Und herunter kam sie gesprungen, das junge Blut, in ihren ärmlichen Kleidern. Sie wußte ja nicht, daß sie Besuch hatten; denn sie hatte

fest geschlafen, als der Königssohn spät am Abend gekommen war.

Als sie den schönen jungen Mann sah, wurde sie puterrot. Und dem Prinzen verschlug's auch die Sprache, als er sie zu Gesicht bekam; denn nie zuvor hatte er etwas halb so Schönes wie sie gesehen. Ihm wurde ganz sonderbar dabei zumute. So weit er gewandert war, hatte er keine gesehen, die sich an Schönheit mit ihr messen konnte. Die Tochter dieses armen Mannes war weit schöner als irgendeine von all den Prinzessinnen und Fräulein, die er in der Fremde oder daheim gesehen hatte. Er konnte sich gar nichts Schöneres denken. Aber er konnte doch nie daran denken, ein solches Bettlerkind zur Frau zu nehmen.

Er wandte daher seine Augen wieder von ihr ab und beeilte sich, sein Pferd zu satteln und fortzukommen. Und er wollte sie gar nicht mehr ansehen. Aber als er sich in den Sattel geschwungen hatte, und den Alten, denen er ein großes Goldstück für das Nachtlager gegeben, und die jetzt einen Kratzfuß nach dem anderen vor ihm machten, Lebewohl zunickte, konnte er doch nicht umhin, nach der Seite zu schielen, wo sie stand und ihn mit ihren großen Augen anblickte. Und dann konnte er es nicht unterlassen, seinen Hut zu ziehen und sie zum Abschied zu grüßen. Und ebensowenig konnte er sich eines Gefühls erwehren, als säße ihm das Herz im Halse, als sie mit niedergeschlagenen Augen errötend ihren Kopf zum Gruße neigte. Die großen Augen aber schlug sie wieder auf, und die folgten ihm, als er von dannen sprengte, bis er außer Sicht war. Sie sahen ihm nicht nur nach, sondern standen noch lange da, nachdem Haus und Wald schon weit hinter ihm lagen. Aber unterwegs, während er so dahinritt, sagte er zu sich selbst: »Ja, gewiß ist sie lieblich und mehr als schön genug für mich, aber ich gelobte ja auch, daß die, wel-

che ich haben wollte, klug sein müßte, fast ebenso klug, wie ich es bin, und das ist sie natürlich nicht.«

Er merkte sich jedoch gut, wo die Waldhütte lag, und bald war er auch auf bekannten Wegen; denn der große Wald lag an der Grenze seines eigenen Heimatlandes. Er ritt nun geradewegs zum Königsschloß seines Vaters und sagte, er habe noch keine gefunden, die ihm ebenbürtig sei. Das tat dem alten König natürlich sehr leid; denn er war so überzeugt von der großen Klugheit seines Sohnes, daß er glaubte, es müsse schon so gewesen sein, wie er es erzählte. Aber er wollte ihn doch so gern bei seinen Lebzeiten versorgt sehen. Und wenn sich der Sohn nun eine Braut wählen würde, war er im voraus davon überzeugt, daß es die richtige sein würde.

Jetzt war der Königssohn wieder zu Hause, und es ging ihm ja in jeder Beziehung gut. Aber er fand keine Ruhe. Das gute Essen schmeckte ihm nicht, und der süße Schlaf wollte sich gar nicht in seinem weichen Bett einstellen. Seine Gedanken gingen ständig in den großen Wald zu dem lieblichen Mädchen. An sie dachte er früh und spät, mochte er es wollen oder nicht.

Schließlich sagte er zu sich selber: ›Das muß ein Ende haben.« Er dachte an sein Gelübde, daß die Schönste und Klügste seine Braut werden sollte, und um frei von seinen Gedanken an sie zu werden, wollte er sich überzeugen, daß das Kind des armen Mannes, wenn auch schön genug, doch lange nicht klug genug für ihn sei. Er schrieb also einen Brief an sie und legte zwei Docken [lose zusammengedrehte Bündel] Seide mit ein und schrieb, sie möge ihm daraus einen Bettbehang weben.

Er schickte den Brief mit einem königlichen Reitknecht ab, und der sollte sofort Antwort zurückbringen. Der Reitknecht kam noch am selben Abend zurück und hatte einen Brief von dem Mädchen in der Waldhütte mit. Darin lagen zwei kleine

Holzstifte, und in dem Brief stand geschrieben, daß, wenn er ihr aus den Stiften einen Webstuhl anfertigen würde, werde sie schon den Bettbehang weben, den er bestellt habe.

Jetzt konnte der Königssohn es sich nicht mehr einreden, daß das Mädchen nicht genauso klug wie er war. Und da mußte er ja halten, was er gelobt und geschworen hatte. Und das war ja eigentlich auch das, wozu er am meisten Lust hatte. So ritt er denn mit seinem ganzen königlichen Gefolge zu der Hütte im Wald, und er sagte den Alten und dem Mädchen, daß er sie zu seiner Braut erwählen möchte, wenn sie selbst es wolle. Und sie wollte es auch.

Aber jetzt bekam er doch Angst, daß sie die Klügste von ihnen beiden war, und das ging ja nicht, falls jemand das merken sollte. Deshalb stellte er die Bedingung, daß, wenn er einmal König und sie also seine Königin werden würde, sie sich niemals in die Staatsangelegenheiten einmischen dürfe, die nur ihn und nicht sie angingen. Täte sie das, so hätte er das Recht, sie zu verstoßen und sie wieder nach Hause zu ihren Eltern zu schicken.

Auf diese Bedingung ging sie ein. Aber sie hatte auch ihre Bedingung zu stellen. Und die war, daß, wenn er ihrer überdrüssig würde und sie nicht länger behalten wollte und sie deshalb nach Hause schickte, sie das Recht haben müsse, das mitzunehmen, was ihr am liebsten sei. Das erschien ihm recht und billig, und er ging sofort darauf ein.

Die alten Leute waren zwar sehr betrübt, daß sie jetzt ihre Tochter verlieren sollten, aber sie konnten ihrem Glück doch nicht im Wege stehen, und so gaben sie auch ihre Einwilligung. Die Braut wurde nun mit Seide und Scharlach geschmückt, mit Gold und Edelsteinen, und sie erhielt Kutschen und Hofdamen und allen sonstigen Staat, und dann wurde die Hochzeit mit Glanz und Freude gefeiert.

Es verging jetzt eine lange Zeit, während welcher die jungen Leute in inniger Liebe und äußerer Herrlichkeit miteinander lebten. Und es konnte gar nicht besser sein. Alle Leute meinten, daß die Gattin des Königssohns sowohl schön wie klug und gut genug sei – und das Letzte war das Beste. Bald nach der Hochzeit starb der alte König, und der Sohn wurde an seiner Stelle König. Er regiert das Land und sitzt zu Gericht, und alles geht gut und erfreulich. Die Königin mischt sich nie in seine und des Reiches Angelegenheiten, sondern verwaltet ihr eigenes großes Haus und wird von allen geehrt und geliebt.

Da trifft es sich eines Tages, daß in des Königs Hauptstadt Markttag ist und viele Bauern mit Korn und anderen Sachen zum Markt kommen. Und als sie am Abend dann wieder nach Hause fahren, haben einige von ihnen in der Stadt über den Durst getrunken, können aber beim ersten Krug, an dem sie vorbeikommen, nicht weiterfahren: Sie müssen hinein und wieder einen zur Brust nehmen. Sie blieben eine gute Weile drinnen in der Schenkstube, ihre Pferde und Wagen standen währenddessen draußen im Stall der Schenke. Einer dieser Bauern war mit einer trächtigen Stute gefahren, und während sie zechen, wirft sie im Stall ein Fohlen. Als nun die Bauern herauskommen, und jeder sein Fuhrwerk zu finden sucht, ist das kleine, neugeborene Füllen auf die Beine gekommen. Aber es blickt ganz verstört in diese neue, unruhige Welt und ist in eine Ecke des Stalls gelaufen, wo der Schankwirt seine Pferde, ein paar Grauschimmel, zu stehen hat. Der Bauer mit der trächtigen Stute sieht sofort, daß sie gefohlt hat, und er sieht auch das Fohlen, und da er nicht betrunken war, als daß er wohl begreifen konnte, daß es ihm gehöre, wollte er es auf seinen Wagen legen und mit nach Hause nehmen. Aber der Schankwirt sagt nein, das Fohlen wäre seins: Man sehe ja, es halte sich

zu seinen Pferden. Da begann nun ein wüstes Gezänk wegen dieser Sache. Die meisten der betrunkenen Bauern hielten zu dem Schankwirt. Und das Ende davon war, daß der Bauer mit der Stute ohne das Fohlen nach Hause fahren mußte, und der Schankwirt es behält.

Damit konnte sich der Bauer nicht zufriedengeben, und es kam zum Prozeß. Doch sowohl das erste Gericht als auch das zweite Gericht sprachen das Fohlen dem Schankwirt zu. Und der Bauer, der der rechtmäßige Eigentümer des Fohlens war, mußte die Zeche bezahlen, so daß er dadurch allmählich alles aufs Spiel setzte, was er besaß. Aber er wollte trotzdem seine Sache nicht verloren geben. Er ließ die Sache vor das höchste Gericht kommen, und dort war es der König selbst, der das Urteil sprechen sollte. Er war ja wohl sehr klug. Aber er war doch nicht klüger, als daß er wie die anderen entschied: daß nämlich das Fohlen dem gehöre, bei dessen Pferden es gefunden worden sei. Und das war ja der Schankwirt.

Jetzt sollte der Bauer also wegen des Fohlens, das doch rechtmäßig seins war, Haus und Hof verlieren. Damit konnte er sich nicht abfinden. Und in seiner großen Not verfiel er auf das letzte Mittel: sich an die Königin zu wenden, die ja so klug und gut war. Er erklärte ihr den ganzen Zusammenhang der Fohlungeschichte, und sie sah ein, daß er recht hatte.

Da sagte sie zu ihm: »Ja, mein lieber Mann, ich kann das Urteil des Königs zwar nicht ändern, aber ich will dir doch einen Rat geben, der dir vielleicht von Nutzen sein kann. Nimm morgen um die Mittagszeit ein Fischernetz und geh damit vor die Stadt, wo die hohen Dünen von Flugsand sind. Dort spann dein Netz aus, wie man sonst Netze zum Trocknen ausspannt. Und dann nimm eine Stange und schlage damit in den Sand vor dem Netz, indem du davor hin und her gehst, so wie man Fische draußen auf der See ins Netz treibt. Wenn

dann der König dort vorbeikommt – er fährt nämlich jeden Tag den Weg –, wird er dich sicher fragen, ob du nicht richtig klug bist oder ob du glaubst, du könntest oben im Flugsand Fische fangen. Und dann mußt du antworten, das sei nicht unvernünftiger, als daß der graue Schimmel des Schankwirts, der nicht trüchtig gewesen und nicht einmal eine Stute sei, ein Fohlen bekommen könnte. Aber das mußt du mir versprechen«, sagte die Königin, »daß du niemand erfahren läßt, wer dir den Rat gegeben hat; denn sonst werde ich unglücklich.« Ja, der Bauer bedankte sich viele Male und versprach zu schweigen.

Am nächsten Tag zur Mittagszeit macht es der Bauer, wie ihm gesagt worden war. Und bald darauf kommt der König tatsächlich auf dem Weg, längs jener Dünen, angefahren. Als er den Bauern umhergehen und mit seiner Stange in den Sand vor dem Fischnetz schlagen sah, ließ er anhalten und sagte zu ihm: »Was treibst du da?«

»Ich fische«, sagt der Bauer.

»Bist du verrückt?« fragt der König, »glaubst du, da sind Fische im Flugsand?«

»Ja«, erwidert der Bauer, »das ist doch nicht unvernünftiger, als daß der graue Schimmel des Schankwirts, der nicht trüchtig gewesen und nicht einmal eine Stute ist, ein Fohlen bekommen konnte.«

Jetzt verstand der König sofort, worauf er anspielte. Ihm wurde klar, daß er in der Sache wohl ungerecht geurteilt hatte. Aber er wollte doch wissen, wer den Bauern diese List gelehrt habe. Und da er ihm den Tod androhte, wenn er nicht gestehe, wer ihm den Rat gegeben, bekam der Bauer solche Angst, daß er alles offenbarte: nämlich, daß es die Königin gewesen sei, der er diesen Einfall zu verdanken habe.

Da läßt der König sofort den Wagen wenden und fährt zum